

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



MacLaughlin, Nina
Der Duft von Kiefernholz

Vom unglaublichen Glück, etwas mit den eigenen Händen zu schaffen
Aus dem amerikanischen Englisch von Kirsten Riesselmann

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4716
978-3-518-46716-9

suhrkamp taschenbuch 4716

Nina MacLaughlin

DER DUFT VON KIEFERNHOLZ

Vom unglaublichen Glück,
etwas mit den eigenen Händen
zu schaffen

Aus dem amerikanischen Englisch
von Kirsten Riesselmann

SUHRKAMP

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
Hammerhead. The Making of a Carpenter bei
W. W. Norton & Company, Inc., New York.

Erste Auflage 2016

suhrkamp taschenbuch 4716

Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

© Nina MacLaughlin 2015

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46716-9

Für Mary

INHALT

Prolog 11

Kapitel 1: BANDMASS

Über den Abstand zwischen hier und dort 13

Kapitel 2: HAMMER

Über die Wucht des Zuschlagens 55

Kapitel 3: SCHRAUBENZIEHER

Vom Bauen und Mistbauen 103

Kapitel 4: SCHRAUBZWINGE

Über die Notwendigkeit des Druckausübens 149

Kapitel 5: SÄGE

Wie man einen Teil vom Ganzen trennt 179

Kapitel 6: WASSERWAAGE

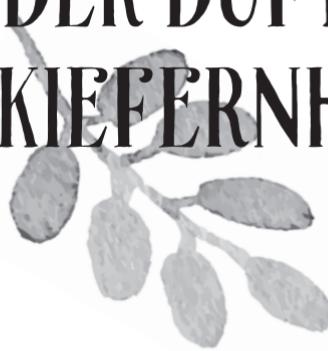
Wie man ausrichtet, festhält und wieder neu ausrichtet 233

Epilog 267

Danksagung 270

Quellen 272

DER DUFT VON KIEFERNHOLZ



PROLOG

Wie entscheiden wir, was richtig ist für unser Leben? Diese Frage, die ein enger Freund mir einmal stellte, klingt oft wie ein Echo in meinem Kopf. Welche Form soll unser Leben annehmen, und – sollten wir überhaupt das Glück haben, das herauszufinden – was unternehmen wir, um unser Leben genau so zu gestalten? In den *Metamorphosen* von Ovid sind die Götter diejenigen, die über den Wandel herrschen (und ihn vorantreiben), »sie geben und nehmen Gestalten«. Menschen werden in Eulen, Bären, Pferde, Molche, Steine, Vögel und Bäume verwandelt. Aber wie wird man auch ohne Götter, die einen an die Hand nehmen und ihren Verwandlungszauber wirken, zu etwas anderem als dem, was man ist?

Eigentlich bin ich Journalistin. Mittlerweile arbeite ich als Schreinerin. Wie eine Küchenrenovierung vollzog sich auch meine Verwandlung zunächst mit großen, krachenden Schlägen und hat sich jetzt, kurz vor ihrer Vollendung, etwas verlangsamt. Auf dem College habe ich Englische und Klassische Philologie studiert und mich mit abstrakten Dingen wie antiker Geschichte und Literaturtheorie beschäftigt. Danach kam ein Job als Journalistin und damit der fortgesetzte Umgang mit Dingen, die man nicht anfassen kann: mit dem Internet, der Welt des rein Geistigen und dem Geschichtenerzählen mit Worten. Die Welt um mich herum, also die materielle

Wirklichkeit mitsamt ihren Fußböden und Schränken, Tischen, Veranden und Bücherregalen, war zwar so real für mich, dass ich darauf klopfte oder dagegen trat, aber mehr als eine bloße, vom Leuchten des Computerbildschirms überstrahlte Nebensächlichkeit war sie nicht. Nach fast zehn Jahren Arbeit am Bildschirm allerdings sehnte ich mich danach, mich mit handfesten Dingen zu befassen, eine Arbeit zu machen, bei der hinten etwas haptisch Greifbares herauskommt. Mich interessierte es irgendwann mehr, einen Schreibtisch zu bauen, als an einem zu sitzen.

In den *Metamorphosen* verwandeln die Götter Sterbliche aus zwei Gründen: um sie zu bestrafen oder um sie zu retten. Mein Wechsel vom Journalismus zur Schreinerei war weder Strafe noch Rettung, sondern eine unerwartete Wendung, eine willkommene Re-Formierung. Unter Anleitung meiner Chefin Mary, die Schreinerin ist und unerwartet zu meiner Mentorin wurde, bekam ich Zugang zur Welt der Dinge. Wieder und wieder habe ich dabei zugesehen, wie aus einer Sache eine andere wird – aus einem Samen ein Baum, aus einem Baum ein Brett und aus einem Brett ein Bücherregal. Beim Menschen verläuft eine solche Transformation weniger merklich, gestaltet sich in der Ausführung vielleicht auch etwas schwieriger. Schließlich können wir unseren Gewohnheiten nicht mit einer Säge zu Leibe rücken. Aber schon bei Ovid steht: »Keine Erscheinung behält die Gestalt: die Verwandlerin aller Dinge, Natur, schafft stets aus den alten erneuerte Formen.« Dieses Buch ist eine Geschichte – eine recht einfache Geschichte – darüber, wie die Dinge sich ändern können. Es ist eine Geschichte der Verwandlung – wie eigentlich jede Geschichte.

Kapitel 1



BANDMASS

Über den Abstand zwischen
hier und dort

Vom Gehweg neben dem Memorial Drive, da, wo man von Cambridge kommend auf den Charles River stößt und die Massachusetts-Avenue-Bridge beginnt, hat man einen Blick, der knapp einen Kilometer weit reicht. Nach Süden hin erhebt sich die Skyline von Boston über dem Storrow Drive. Näher zum Fluss hin stehen deutlich niedrigere Klinkergebäude, erst dahinter wachsen Glas und Stahl in den Himmel. Richtung Westen, weiter flussaufwärts, leuchtet das Citgo-Schild über dem Kenmore Square. Während der Baseball-Saison, falls gerade ein Heimspiel der Red Sox im Gange ist, strahlen die Flutlichter im Stadion Fenway Park taghell. Der Fluss biegt und windet sich dann aus Boston hinaus, an dreiundzwanzig kleineren Städten vorbei, vorbei an Gehsteigen und Uferwegen, und weitet sich schließlich zur kiefer- und ahornbestandenen Küste. An seichten Stellen stehen große Blaureiher auf Stelzenbeinen, Schildkröten mit warmen Panzern sonnen sich auf Felsen und Stämmen. Auf knapp 130 Kilometern schlängelt sich der Fluss von seinem Ursprung im Echo Lake, in der Nähe von Hopkinton, durch den Osten von Massachusetts. Östlich der Mass-Ave-Bridge, wieder mehr Richtung Innenstadt, tanzen und schaukeln Segelboote auf dem Wasser. Ruderer trainieren im Achter, tauchen mit dumpfem Klatschen ihre Dollen ein und gleiten unter der Brücke hindurch. Die Red Line überquert anderthalb Kilometer flussabwärts die Longfellow Bridge. Dahinter hebt sich die an weißen, wie Vogelflügelknochen anmutenden Ka-

belsträngen aufgehängte neue Zakim Bridge über den Fluss. Dann erreicht der Charles River den Hafen, Süßwasser vermengt sich mit Salzwasser, der Fluss verändert sich und mündet schließlich in den Atlantik.

Sieben Jahre lang habe ich diese Brücke zu Fuß überquert: einmal morgens, mit der Sonne zur Linken, und einmal abends, wenn der Sonnenuntergang den Himmel manchmal rot färbte. Die Brücke war Teil des fünf Kilometer langen Wegs, den ich täglich zwischen meiner Wohnung in Cambridge und der Bostoner Zeitungsredaktion, in der ich arbeitete, zurückgelegt habe. Auf dem Nachhauseweg zogen sich – abhängig von Wetter, Jahreszeit und der Frage, ob ich noch eine dringende Deadline einzuhalten gehabt hatte oder nicht – flussaufwärts entweder pinkfarbene Streifen quer über den Himmel, oder es war kalt und großstadtdunkel, was die vor mir auf der Straße blinkenden und strahlenden Lichter, die Straßenlaternen, die Scheinwerfer und die wie Kohlen glühenden Rücklichter der Autos, zu einem wahren Spektakel werden ließ. Der Fluss glitzerte, dahinter erhob sich Cambridge, als Stadt allerdings untersetzter und bodennaher als Boston. Manchmal schien der Mond. Manchmal funkelten ein paar Sterne. Auf der Brücke wehte immer ein kräftigerer Wind. Touristen baten mich, sie zusammen mit Fluss und Skyline zu fotografieren. Ich wich Joggern aus und sprang vor Radfahrern zur Seite, die sich offenbar vor der Fahrradspur fürchteten. Meistens war ich allein unterwegs. Gelegentlich war ich auch betrunken, ein paar Mal weinte ich dabei, und einmal wurde ich von jemandem, den ich nicht besonders gut leiden konnte, geküsst. Für meinen Kopf war diese Brückenquerung wie eine Fährüberfahrt – erst hin zu Schreibtisch und anstrengender Geräuschkulisse, zu Tastatur-Getippsel, Mausklicken, Interviews und Ideen für Geschichten,

und am Abend wieder weg vom Schreibtisch, hin zu Ruhe, Zuhause oder einer Bar, hin zum Nicht-reden- und Nicht-denken-Müssen, zum Nicht-schlau-Sein- und Nicht-klicken-Müssen. Oh ja, ich habe diese Brücke ins Herz geschlossen, und zwar in ihrer ganzen Länge. Mit ihren 2164,8 Fuß – das sind 659,82 Meter oder 364,4 Smoot – ist sie die längste Brücke, die den Charles River überspannt.

Oliver Smoot war 1958 noch nicht lange Mitglied der Studentenverbindung Lambda Chi Alpha am MIT, als er eines späten Abends von seinen Verbindungsbrüdern über die gesamte Länge der Brücke, von Boston bis nach Cambridge, immer wieder kopfüber gewendet wurde. Man kam auf die offizielle Brückenlänge von 364,4 Smoot, plus / minus ein Ohr. Seit diesem legendären Messvorgang malen die Jungs von Lambda Chi Alpha auf dem Brückengehweg zwei Mal jährlich die Markierungen neu, die immer den Abstand von zehn Smoot anzeigen. (Die einzige Ausnahme stellt die Smoot-Marke 69 dar, unter der bis zum heutigen Tag noch zusätzlich »Himmel« stand.) Als die Brücke 1980 renoviert wurde, wurden die Gehwegplatten in Smoot-Länge hergestellt – und eben nicht in der Standardgröße von sechs Fuß. Oliver Smoots Beitrag zur Welt der Vermessung reichte noch weit über seine Verbindungstage hinaus. Eine Gedenktafel am Fuß der Brücke erinnert an den 50. Jahrestag des Smoot sowie daran, dass Ollie später dann noch Leiter sowohl des American National Standards Institute als auch der Internationalen Organisation für Normung wurde.

Im Winter lief ich mit vom Wind gerötetem Gesicht, im Sommer mit am Rücken klebendem Shirt über die Brücke und setzte mich dann an meinen Schreibtisch bei einer Zeitung, bei der ich direkt nach dem College einen Job ergattert hatte. Ganz zu Anfang war ich fürs Kulturprogramm zuständig, und das bedeu-

tete, Woche für Woche jedes Konzert, jeden Contra Dance, jede Kunstausstellung und jede Comedy-Show, jeden Poetry Slam und jeden Filmbeginn in der Stadt in eine riesige Datenbank einzugeben. Dann schrieb ich über billige salvadorianische Restaurants, interviewte David Copperfield, verfasste ein Porträt über ein Kunstporno-Kollektiv, besprach Dokumentarfilme, berichtete von einer Konferenz über Jungfräulichkeit und schrieb über Bücher, Autoren und die Literaturszene in Boston. Irgendwann wurde ich zur Chefin vom Dienst des Online-Auftritts befördert. Und das bedeutete: Ich hatte mich darum zu kümmern, dass jede Geschichte zum richtigen Zeitpunkt an der richtigen Stelle erschien. Es bedeutete, viel herumzuklicken.

Lange Zeit machte mir das richtig Spaß. Ich liebte den Rhythmus dieser Arbeit, die Spitzen und die Flauten, die Energie eines Großraumbüros voller Menschen – meistenteils Männer – kurz vor Redaktionsschluss. Das ganze frenetische Getippe, die vielen Meinungen und das schwachsinnige Gequatsche, die freien Autoren am Telefon mit ihren Quellen, die Konzentration, die Abgabetermine und die Veröffentlichung – die Arbeit in der Redaktion hatte eine ganz eigene Dynamik. Und ich war stolz, dazuzugehören. Was für eine glückliche Fügung es war, jeden Tag an diesen Ort gehen zu können, wo man umgeben war von klugen Besessenen, die alle etwas zu sagen hatten und die zusammenarbeiteten, um dieses Blatt zu machen, das eine Geschichte hatte und eng mit dem Stadtgeschehen verwoben war, das sich der langen Form und einem investigativen, problemorientierten Journalismus verpflichtet fühlte und die stärksten Kunstkritiker in ganz Boston hatte.

Was für schräge Gestalten da um mich herum am Schreibtisch saßen, was für eine Ansammlung von Schlauköpfen. Da war der scharfsinnige Kettenraucher mit dem aus der Hose

hängenden Hemd und dem gefährlichen Charme, der, bevor er Journalist wurde, als Umzugshelfer gearbeitet hatte. Da war die Kollegin, die mit ihrer journalistischen Arbeit die Welt verbessern wollte und mit der Konzentration und dem Feuereifer einer Besessenen an ihrem Schreibtisch saß und Ungerechtigkeiten offenlegte – bis man sie in eine Kneipe mitnahm, wo sie dann davon erzählte, wie sie früher The Grateful Dead hinterhergetingelt war. Der Chefredakteur war ein Griesgram erster Güte, ein großherziger Zyniker und Mitbegründer der Zeitung, der aber immer noch an ihre Schlagkraft und Notwendigkeit glaubte. Der Kunstredakteur mit dem enzyklopädischen Gedächtnis und der unerreichbar hohen Messlatte hatte Wutanfälle, bei denen er Bücher auf den Boden neben seinem Schreibtisch schleuderte. Und die Reporterin aus dem hartgesottenen Vorort Brockton schrieb eine wöchentliche Kolumne über die merkwürdigsten Figuren der Stadt, was mir seinerzeit wie der vielleicht coolste Job der Welt vorkam. In meiner Vorstellung übertraf sie mich um Längen. Als sie mir vor nicht allzu langer Zeit mal wieder über den Weg lief, stellte ich fest, dass wir gleich groß sind. Ich war extrem schockiert und fragte mich kurz, ob sie sich eventuell eine Krankheit zugezogen habe, bei der man schrumpft. Derart überragt und eingeschüchtert fühlte ich mich von diesen Menschen.

Trotzdem konnte ich mein Glück kaum fassen. Jedes Mal, wenn ich *Und was machst du so?* gefragt wurde, antwortete ich voller Stolz. Ich hatte genau das erreicht, was ich wollte. Aber irgendwann war es das dann nicht mehr.

Was erst noch die *Leser* waren, wurden irgendwann die *User*. Die Zahlen im Printbereich waren rückläufig, und es lag in der Verantwortung der Online-Redakteure, dem gesamten Blatt »Jugendlichkeit« und »Relevanz« einzimpfen, um die Werbe-

einnahmen konstant und die Zeitung überhaupt noch am Markt zu halten. Die inzwischen altbekannte Geschichte eben.

Das ganze Geklicke fing an, mir auf die Stimmung zu drücken. In jeder Arbeit liegt etwas Stumpfsinniges, eine »Gewalt, die sowohl dem Geist wie auch dem Körper angetan wird«, wie Studs Terkel es in *Working* formulierte. Die Aufgaben wiederholen sich, Leerlauf entsteht, Augenblicke, in denen man sich wünscht, im Schwimmbad zu sein. Momente, wie sie sogar bei Jobs, die man richtig gern macht, die zu haben man sich geehrt fühlt oder zu denen man sich berufen fühlt, unvermeidlich sind. Zum Problem werden sie dann, wenn sie sich häufen und zu einem Berg anwachsen, wenn diese Momente der Sinnleere an der Seele zu nagen beginnen, einem in die Gehirnwindungen kriechen und derart laut ins Ohr brüllen, dass man sie einfach nicht länger ignorieren kann. Und diese stumpfen Momente bringen einen geradewegs zu den harten Fragen, nämlich denjenigen, die im weitesten Sinne um Vergänglichkeit und Sterben kreisen.

Nach all den Jahren, in denen ich den Großteil meiner wachen Stunden Buttons klickend vor einem Computerbildschirm verbracht hatte, bemerkte ich, dass ich zu einer klobartigen Masse auf einem Stuhl geworden war, nur noch rein physisch anwesend, mit einer Seele, die langsam so weich und gammelig war wie ein alter Salzcracker. Mit jedem Tag wurde es schlimmer – es war wie mit einem T-Shirt, das sich früher mal bequem und gewohnt angefühlt und einem so gut gestanden hat, das dann aber irgendwie anfängt, zu eng zu werden, das am Hals zwickt und über den Schultern spannt. Die Rillen meines Gehirns schienen langsam abgenutzt und eingeebnet zu werden, wie eine schleichende Verdummung, die einen mit der Zeit immer träger werden lässt. Es fiel mir zunehmend schwierig, aufzustehen.